

moderne Kunst. Die Inhalte unterscheiden sich, die Form ähnelt sich. Eine wesentliche Abweichung gibt es bei Führungen: Auf klassische Bildinterpretationen muss verzichtet werden, denn wer einen Cartoon erklärt, muss einen Witz erklären und macht ihn damit zunichte. Und ein weiterer Unterschied zu herkömmlichen Ausstellungsorten sticht ins Auge, beziehungsweise ins Ohr: Ständig lacht irgendjemand im Museum.

Kindergeburtstag und Koalitionsgeschacher – Schreiben für Satireformate. *Von Jana Fischer*

Und, was machst du so beruflich?“ Die kurze Antwort auf diese Frage würde bei mir lauten: „Ich arbeite als Satireautorin.“ Die lange Antwort: Ich bastle Horrorfilmtrailer über E-Scooter, Nachrufe auf die große Koalition, Tagebucheinträge von Donald Trump, Homeshopping-Sendungen, bei denen die Europäische Union verschleudert wird, SPD-Musicals, Selbsthilfegruppensitzungen der „Anonymen Merkoliker“, Lieder über Frauenquote, Freihandel, Lockdown oder Lügenpresse.

Arbeit in der Satire ist abwechslungsreich, kein Zweifel, aber wie sieht sie davon abgesehen aus? Wie ein unendlicher Kindergeburtstag, bei dem man sich mit anderen Leuten die Witze um die Ohren haut? Wie ein erstaunlich spaßbefreiter Diskussionsmarathon irgendwo zwischen Mietpreisbremse, Koalitionsgeschacher und Dieselskandal? Oder sollte man sich einfach jemanden vorstellen, der grübelnd vor dem Rechner sitzt und eine Miene macht, als wäre gerade die Steuererklärung zu erledigen? Ich würde sagen: Alle drei Varianten treffen manchmal zu.

Ich schreibe für Fernsehsendungen wie die „heute-show“ oder die „Carolyn Kebekus Show“, im Radio für WDR-Formate wie die „Zugabe“ oder „Satire Deluxe“. Wie genau die Arbeit aussieht, das unterscheidet sich je nach Sendung massiv. Beim Radio erledige ich jeden Arbeitsschritt alleine, von der Recherche bis zum allerletzten Sound-Effekt in der Produktion – bei der „heute-show“ dagegen erledige ich so gut wie keinen Schritt



Jana Fischer ist Satireautorin und arbeitet u. a. für die „heute-show“ (ZDF) (Bild: WDR/Annika Fußwinkel).

ganz alleine, weil wir dort durchgängig in Kleingruppen schreiben. Trotzdem: Unabhängig von diesen Details folgt die Arbeit an den Beiträgen doch meist einem ähnlichen Ablauf.

Themenfindung

Am Anfang natürlich die Themenwahl. Was ein gutes oder dankbares Satirethema ist? Nicht immer das, was man vermuten würde. Als Donald Trump im vergangenen November abge-

In eine humoristische Sendung passende Ideen zur Flüchtlingspolitik der EU zu finden, ist eine Gratwanderung an der Grenze zum Zynismus.

wählt wurde, war ich doppelt erleichtert. Gut, streng genommen meinerwegen auch zehnfach erleichtert, Gründe gab es nun wirklich genug, aber was ich meine: Da war erstens die offensichtliche Erleichterung über die Abwahl an sich. Und zum zweiten war da die

Hoffnung, sich in nicht allzu ferner Zukunft keine neuen Donald-Trump-Witze mehr ausdenken zu müssen.

Das klingt vielleicht überraschend, jedenfalls habe ich in den vergangenen Jahren oft Sätze gehört wie „Donald Trump, der ist doch wohl ein Geschenk für euch in der Satire!“ Aber tatsächlich war das Gegenteil der Fall. Erstens lebt Satire von Überspitzung – und es ist sowieso schon schwierig, jemanden zu überspitzen, der täglich selbst absurde Realsatire betreibt. Wenn man das dann noch über vier Jahre hinweg immer wieder tun muss und dabei immer wieder neue, lustige Ansätze finden, dann kommt man sehr schnell an den Punkt, an dem man dieses „Geschenk“ verflucht. Denn während es für Journalismus grundsätzlich in Ordnung ist, sauber den Status Quo aufzubereiten, hat Satire den Anspruch, ihrer Zuschauer:innen dabei mit immer neuen Ideen zu überraschen.

Also einfach keinen Trump-Beitrag machen? So einfach ist es nicht, denn natürlich kann Satire Themen und Schwerpunkte setzen – aber die aktuellen Satireformate orientieren sich doch an der aktuellen Nachrichtenlage, so dass sie auch um schwierig zu bearbeitende Themen nicht drumherumkommen, Extremfälle wie beispielsweise Naturkatastrophen vielleicht einmal ausgenommen. Schwierig ist ein Thema nicht nur, wenn es schon oft behandelt wurden, sondern auch wenn der Hintergrund ein besonders düsterer und ernster ist: Zugegeben, um fröhliche Themen geht es in Satireformaten ohnehin selten, aber auch hier gibt es Abstufungen: In eine humoristische Sendung passende Ideen zur Flüchtlingspolitik der Europäischen Union zu finden, ist und bleibt immer eine Gratwanderung an der Grenze zum Zynismus. Umgekehrt gibt es natürlich auch Themen,

die für Satireautor:innen extrem dankbar sind. Ein gutes Beispiel ist hier etwa das „Ibiza-Video“, das den damaligen FPÖ-Vizekanzler Heinz-Christian Strache 2019 seinen Job kostete. Das „heute-show“-Brainstorming zu diesem Thema habe ich als sehr leicht und lustig in Erinnerung. Skurrile Umstände wie eine falsche russische Oligarchin oder Straches Gestotter von einer „b’soffenen G’schichte“ brachten für sich genommen schon so viel Komik mit, dass es leicht war, diese weiterzutreiben. Dazu kam die Tatsache, dass Strache in Folge der Affäre zurücktreten musste. Zumindest ich persönlich brainstorme gleich mit besserer Laune, wenn ich ausnahmsweise mal den tröstenden Gedanken haben kann, dass das Fehlverhalten auch Konsequenzen hat. Das ist wohl der Unterschied zum oben erwähnten Donald Trump: Der hat in vier Jahren Amtszeit in einer Tour ständig lustige Steilvorlagen geliefert, natürlich. Aber erstens hatten die eigentlich schon bei seinem Amtsantritt ihren Überraschungswert verloren, weil der Wahlkampf bereits so erschreckend gewesen war. Und zweitens schwangen bei aller Belustigung eben immer auch viel Frust und Angst darüber mit, dass auch das schlimmste Verhalten ihn offenbar nicht das Amt kosten konnte.

Die journalistischen Hintergründe, die im „heute-show“-Team recherchiert werden, sind ein Vielfaches von dem, was am Ende in der Sendung landet.

Recherche

Vor dem Brainstormen und Ideen sammeln steht aber auch in der Satire das „Schwarzbrot“: sich informieren und daraus eine Haltung entwickeln. In den meisten Fällen bedeutet dies, dass man sich selbst die notwendigen Fakten und Zusammenhänge zum Thema zusammensucht. Bei einigen Formaten gibt es dafür Unterstützung. Bei der „heute-show“ arbeitet die Redaktion uns Autor:innen ausführlich mit journalistischen Hintergründen zu. Zum Wochenstart liegt bereits ein Dossier vor, das die wichtigsten Informationen zu den potentiellen Themen zusammenfasst und einordnet. Im Laufe der Woche folgen weitere Vertiefungen, je nachdem, in welche Richtung das Thema sich entwickelt, vor der Sendung schließlich noch ein Faktencheck, der das Sendebuch auf Richtigkeit überprüft und eine ergänzende Online-Aufbereitung, die unter dem Titel „What the Fakt!?“ zusätzliche Hintergrundinformationen liefert. Die journalistischen Hintergründe, die so im Laufe einer Woche im „heute-show“-Team diskutiert und recherchiert werden, sind ein Vielfaches von dem, was am Ende tatsächlich in der Sendung landet. Um beim Thema Trump zu bleiben: In einer fünfminütigen Stre-

cke über US-Politik ist üblicherweise nicht mehr der Platz, um im Detail Trumps zweifelhaften Umgang mit Spendengeldern zu beleuchten. Trotzdem können auch diese speziellen Aspekte beim Schreiben helfen, ein Gefühl für den Gesamtzusammenhang zu bekommen.

Satire ist außerdem schon ihrer Definition nach eine meinungsorientierte Darstellungsform. Wie bei einem Kommentar stellt sich also auch hier die Frage, welche Haltung zum Thema ich einnehme, was der satirisch angesprochene Kritikpunkt ist. Das ist mal leicht, mal kompliziert: In Beiträgen über das Handeln des autokratischen türkischen Präsidenten Erdogan fällt es selten schwer, sich der eigenen Haltung klar zu werden. Wenn der akute Anlass aber die Freilassung des Journalisten Deniz Yücel ist, wird das gleich schwieriger: Der konkrete Aufhänger ist schließlich ein positiver und man muss die Kurve kriegen, von diesem Punkt ausgehend doch wieder auf die Kritikpunkte dahinterzukommen. In diesem Fall war das konkrete Endergebnis ein satirisches Märchen darüber, dass man trotz der positiven aktuellen Entwicklung im Fall von Yücel nicht die vielen anderen unrechtmäßig in der Türkei inhaftierten Journalist:innen vergessen sollte.

Die richtige Form finden

Dieser Punkt leitet schon über zum dritten Schritt der Arbeit: Wenn ich eine Idee habe, was ich sagen will, fragt sich, wie ich es am besten transportiere – die Suche nach konkreten satirischen Umsetzungsideen. Diese Ideenfindung geschieht mitunter alleine, oft aber auch in dem, was so gerne als Brainstorming bezeichnet wird: Bei der „heute-show“ etwa kriegt zwar grundsätzlich jeder der Autor:innen ein bestimmtes Thema zur Bearbeitung zugeteilt

– aber am Montagnachmittag konferieren wir trotzdem alle gemeinsam und assoziieren drauflos, was wir uns zu den verschiedenen Themen als Ansatz vorstellen könnten.

Welche Darstellungsformen eignen sich für ein Thema? Wie anfangs schon angedeutet, ist die Auswahl da ziemlich groß. Satire hat den Luxus und die Schwierigkeit zugleich, dass sie bei der Wahl einer Darstellungsform im Vergleich zum Journalismus extrem frei ist: Ich kann satirische Inhalte als Werbung präsentieren, als Sketch, als Rezept, als Kontaktanzeige, als Filmtrailer, als Quizshow, als Gedicht, als Lied, als Schalte, als Nachruf, als Interview, als Chronik, als YouTube-Tutorial und, und, und. Um

Satire hat den Luxus und die Schwierigkeit zugleich, dass sie bei der Wahl einer Darstellungsform im Vergleich zum Journalismus frei ist.

hier auf Ideen zu kommen, welcher Ansatz sich gut eignet, helfen manchmal Fragen, etwa: Erinnert mich das Politgeschehen an bestimmte Ereignisse aus einer anderen Welt? Als die SPD 2019 eine neue Doppelspitze suchte, während sie – wie zuletzt so oft – mal wieder mit miserablen Umfragewerten zu kämpfen hatte, war meine Assoziation beispielsweise: Lauter (politische) C-Promi-Pärchen die ihre große Zeit hinter sich haben, kämpfen um einen Titel, den eigentlich keiner haben will – wo gibts das noch? In „Das Sommerhaus der Stars“, einer dieser Sendungen, die RTL in seiner großen „Trash-TV-Sparte“ während dieser Zeit gerade ausstrahlte. Ergebnis war ein Beitrag namens „Das Sommerhaus der Sozis“, der den SPD-Wahlkampf in Anspielung auf die desolate Lage der Partei kurzerhand als tristes Trash-TV-Event persiflierte. Ein Ansatz, der sich auch ein anderes satirisches Werkzeug zunutze machte: Kontrast. Je höher die Fallhöhe zwischen zwei Welten ist (in diesem Fall: seriöse Bundespolitik vs. schrilles, niedrigschwelliges RTL-Abendprogramm), desto leichter fällt es, Komik zu schaffen – passend zu der Inkongruitätstheorie, die in der Wissenschaft nahelegt, dass Humor da entsteht, wo Dinge offensichtlich nicht zusammenpassen. Wenn zwischen diesen beiden Welten dann doch wieder gewisse unerwartete Parallelen deutlich werden, siehe oben, funktioniert der Kontrast umso besser.

*Man weiß nie, welcher schlechte
Gagvorschlag beim Schreibpartner
vielleicht Assoziationen für
einen guten Gagvorschlag weckt.*

Das Schreiben

Und die eigentliche Schreibarbeit? Auch die kann sehr unterschiedlich aussehen: Mal sind aus einem Brainstorming schon so viele Ideen entstanden, dass man diese eigentlich nur noch sprachlich rundfeilen muss. Mal brütet man stundenlang und flucht leise vor sich, weil man gerade endlich doch noch eine schöne Wortspielidee hatte und dann beim schnellen Nachgoogeln feststellt, dass andere schneller waren. Bei der „heute-show“, wo wir mindestens zu zweit vor dem Rechner (oder in Corona-Zeiten in der Videoschleife) sitzen, habe ich mir angewöhnt, auch die untauglichsten Gedankengänge laut vor mich hinzumurmeln: Man weiß nie, welcher schlechte Gagvorschlag beim Schreibpartner vielleicht Assoziationen für einen guten Gagvorschlag weckt.

Was sonst bei der Ideenfindung hilft, hängt wiederum stark vom Einzelfall ab. Wenn ich Songparodien umtexte, habe ich zwangsläufig immer die gerade bearbeitete Stelle des Ori-

„Und, was machst du so beruflich?“
– aus dieser Schilderung ist vielleicht
deutlich geworden, dass sich das je nach
Arbeitstag sehr unterscheiden kann.

ginalsongs in Dauerschleife im Hintergrund laufen. Das führt zu Arbeitstagen, an denen ich vierzigmal die Strophe von „We are the World“ höre, um in passendem Metrum einen Charity-Song für Andreas Scheuer darauf zu texten. Teilweise können aber auch schlichte Handwerksgriffe wie Wortfeldsuchen helfen: Wenn ich beispielsweise im Zuge der Debatte „Warum sperren sich so viele Arbeitgeber:innen gegen mehr Home Office?“ satirisch überspitzt in einem Beitrag das deutsche Büro als Unesco-Weltkulturerbe präsentiere, dann kann es Sinn ergeben, ganz schlicht alle Dinge zu sammeln, die mir als typisch für das Themenfeld „Büro“ einfallen – und weil die Idee ist, das Büro ironisch übertrieben zu lobpreisen, sollten es in diesem Falle umgekehrt möglichst negative Assoziationen sein, um einen komischen Bruch herzustellen: abgestandener Filterkaffee in kruden Uralt-Tassensammlungen! Lahmende Digitalisierung! Verknöcherte, männlich dominierte Chefetagen, die sich gegen flexible Arbeitsbedingungen sperren! Wenn ich nun alles notiert habe, was an Vor-Ort-Arbeit im Büro eigentlich eher profan und unerfreulich

ist, kann ich nun überlegen, welchen Bestandteil ich mit welchen blumigen, feuilletonistischen Worten ironisch anpreisen kann. Routinen von dieser Sorte – und die genannte ist dafür nur ein kleines Einzelbeispiel – können beim Schreiben Orientierung geben, gerade wenn das bearbeitete Thema eins ist, bei dem die Ideen nicht von selbst sprudeln. Zum Automatismus sollten die Routinen allerdings auch nicht werden – zumindest birgt das meines Erachtens dann die Gefahr, dass der Humor irgendwann erwartbar wird.

Die Vorgehensweise im Detail schwankt also, je nach Sendung und Tagesform muss man sich zu diesem Schreibprozess noch die eine oder andere Überarbeitungsschleife dazu denken – da funktioniert Satire wie journalistische Arbeit. Nur dass am Ende eben keine gewichtigen Leitartikel stehen, sondern Horrorfilmtrailer über E-Scooter, Nachrufe auf die große Koalition, Tagebucheinträge von Donald Trump und was ich eingangs noch alles aufgezählt habe.

„Und, was machst du so beruflich?“ – aus dieser Schilderung ist vielleicht deutlich geworden, dass sich das je nach Arbeitstag sehr unterscheiden kann. Aber ein großes Privileg haben all meine Arbeitstage gemeinsam: Keiner geht vorbei, ohne dass irgendein Bestandteil dieses Berufs mich laut zum Lachen gebracht hat.